

# Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

411

Zwanzigster Jahrgang

Oktober 1917 bis Oktober 1918



3210

H789



Egon Fleischel & Co.  
Berlin W

# Das literarische Echo

## Halbmonatschrift für Literaturfreunde

20. Jahrgang: Heft 8.

15. Januar 1918

### Wesen des Reporters.

Von Egon Erwin Kisch (Wien)

Der Gebrauch des Wortes „Reporter“ als Synonym für Lokalreporter ist eine vollständig sinnlose Kürzung. Jeder gute Journalist ist Reporter: der Politiker wie der Volkswirt, der auswärtige Korrespondent wie der Sportredakteur, der Militärkritiker wie der Theaterreferent, der Parlamentsjournalist wie der Kriegsberichterstatter, der Leitartikler wie der Feuilletonist. Ohne zu reportieren, d. h. ohne das meritorische und (für die Behandlung des Stoffes) wichtige Material herbeizuschaffen, gibt es keine geistige Behandlung eines Themas. Auch für den Gelehrten, für den Dichter nicht. Flaubert reiste um der „Salamambo“ willen nach Algier, Zolas Studien auf der Lokomotive, in den Eisenwerken, in den Hallen und Elendenvierteln sind biographisch bekannt und aus jeder Zeile der Werke erkennbar. Jeder Schriftsteller, auch der Nichtrealist, bedarf der Milieustudie, und jede Milieustudie ist Reportage.

Ganz sinnlos aber ist der geringschätzige Unterton der Bezeichnung „Reporter“, dem eine kolossale Überschätzung des Leitartiklerschreibers, des Kunstregimenten, des Verfassers nationalökonomischer Artikel und besonders des feuilletonistischen Plauderers gegenübersteht. An sich ist immer die Arbeit des Reporters die ehrlichste, sachlichste, wichtigste. (Daß der Theaterkritiker ein Regenerator, mancher Reporter ein Lügner und mancher Wortwizler im Grunde eine ethische Persönlichkeit sein kann, hat damit nichts zu tun.) Ich spreche nur vom Reporter als solchem. Er mag übertreiben, unverlässliche Nachrichten bringen, — dennoch ist er immer von der Tatsache abhängig, immer von der Sachlichkeit, immer ist ein Patrouillengang, ein Weg, ein Gespräch oder ein Anruf die Grundlage selbst der kleinsten Notiz. Der Leitartikler an sich ist immer in der Lage, ohne von seinem Sessel aufzustehen, über irgendein Thema zu schreiben. Es gibt auch immer irgendein Thema. Er kann es mit glänzender Sachkenntnis behandeln und mit trefflich passenden Zitaten belegen. Zitate aber stammen aus Publikationen, also aus zweiter Hand. Die Ergebnisse der Recherche sind aus erster Hand, sind aus dem Leben.

Natürlich ist die Tatsache bloß die Busssole seiner Fahrt, er bedarf aber auch eines Fernrohres: der „logischen Phantasie“. Denn niemals bietet sich aus der Autopsie eines Tatories oder Schauplatzes, aus den aufgeschnappten Äußerungen der Beteiligten und Zeugen und aus den ihm dargelegten Vermutungen ein lüdenloses Bild der Sachlage. Er muß die Pragmatik des Vorfalles, die Übergänge zu den Ergebnissen der Erhebungen selbst schaffen und nur darauf achten, daß die Linie seiner Darstellung haarscharf durch die ihm bekannten Tatsachen (die gegebenen Punkte der Straße) führt. Das Ideal ist nun, daß diese vom Reporter gezogene Wahrheitslichtkurve mit der wirklichen Verbindungslinie aller Phasen des Ereignisses zusammenfällt; erreichbar und anzustreben ist ihr harmonischer Verlauf und die Bestimmung der größtmöglichen Zahl der Durchlaufpunkte. Hier differenziert sich der Reporter von jedem anderen seiner Gattung, hier zeigt sich der Grad seiner Begabung, genau so wie sich an dem Linienzug durch die gegebenen Punkte der Tatsachen und der Tendenz die Kunst des politischen Redakteurs, des Kritikers usw. zeigt.

Der Berichterstatter ist der Prosaist der Ballade. Man stelle sich z. B. „Die Kraniche des Ibykus“ in den Spalten einer Zeitung fortlaufend gesetzt und mit den üblichen Untertiteln versehen vor, und man hat den Bericht einer in Poseidons Fichtenhain (Bezirk Akrokorinth) begangenen Mordtat zweier Landstreicher an einem griechischen Sänger mitsamt den Personalien des Ermordeten, der genauen Schilderung des Schauplatzes, der Tat, der Entdeckung der Mörder („Kraniche als Detektive!“) während einer Theatervorstellung, ihrer Festnahme und dem Geständnis. („Zum Kampf der Wagen und Gefänge, der auf Korinthos Landesenge der Griechen Stämme froh vereint, zog Ibykus, der Götterfreund; Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund, Apoll. So wandert er am leichten Stabe nach Ilion . . .“)

Wogegen des Feuilletonisten Ideal die Lyrik ist. Der Plauderer, der schlechteste Feuilletonist wird Tatsachen unterdrücken; kann er dies nicht, so gibt er sich



mal schreibt — „eine volle Jugend“ trennen. Auf dieser gegenseitigen, in Achtung und Vertrauen wurzelnden, wahrhaft liebevollen Gesinnung ruht die Aussprache, die sie in den Briefen üben, und somit auch der Gewinn, den diese nach verschiedensten Richtungen für uns jetzt bieten. —

Wir lesen hier, wie Storm in innigem Familiengefühl schreibt, er komme von seiner Mutter, die, vom Schläge vor Monaten getroffen, nur noch selten ein Wort hervorbringe, während die Erinnerungen unaufhörlich arbeiten, und von ihrem Zimmer in den daranliegenden ‚Saal‘ kriechen — „der Abend-schein fällt dort hinein, und an der Wand steht noch ein in meiner Jugend mit vergoldeten Vasen und Girlanden geschmückter Schrank aus Großmutter's Hausrat, dessen Spiegel in den Türen einst ihr entzückendes Jugendbild zurückerwarfen . . . es ist gar melancholisch, nach solchem Besuch auch noch in den stillen Hof und Garten hinauszugehen.“ Dies mag zum Schluß noch überleiten zu einer sehr fleißigen, gediegenen Arbeit, die bei Gebr. Paetel in dem so stormisch traut anmutenden Gewande zum 100. Geburtstag Storm's erschienen ist: „Kindheits-erinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben.“ Von Dr. Franz Kobes, Berlin 1917, 280 S. Wenn das Buch auch mehr aneinander gereichte Einzelheiten (disiecta membra) als ein geschlossenes Ganzes bietet und mehr zum Nachschlagen als zum Lesen anregt, so zeigt es doch auf das anschaulichste, welche Macht die engste Heimat in Storm's Leben und Dichten ausübte, und gibt viele neue Aufschlüsse über Ortlichkeiten und Persönlichkeiten, denen der Verfasser liebevoll und mit rührender Ausdauer nachgegangen ist.

## Deutsche Kriegslyrik von heute

Von Julius Bab (Königsberg i. Pr.)

### IX

1. Krieg in Flandern. Gedichte von Soldaten der 4. Armee. Deutsche Verlagsanstalt.
2. Feldsoldatenlied in Flandern. Viller Kriegszeitung.
3. Aus heiligen Quellen. Von A. Berthold. München, F. A. Bruckmann.
4. Der Sämann Gleichnisse und Reden nach Heilandsworten. Von Albert Espen. Berlin, „Concordia“.
5. Neue Kriegshoräle zu alten Weisen. Von Wilhelm Muehlport. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
6. Weltenwende. Von Meister Bluemelhuber in Steyr. Wien, Chr. Kepsers Sohn.
7. Der Antichrist. Von Karl Wagenfeld. Wiesendorf in Westfalen, Schnell'sche Verlagsbuchhandlung.
8. Das deutsche Herz. Kriegsgebichte deutscher Lehrer. Hrsq. von Doepler. Berlin, „Concordia“.
9. Drauf! Berlin, Maas & Plant.
10. Hammer und Harfe. Von Otto Michaeli. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
11. Heil Dir mein Deutschland! Von Gustav Singerhoff. Bochum, Selbstverlag.
12. Neue Soldatenlieder. Von Willy Denker. Berlin-Karlshorst, Selbstverlag.
13. Kriegsgebichte. Von Dr. Thamm. Selbstverlag.
14. Herbe Blüten. Von Bruno Risch.
15. Deutsche Art. Von Otto Volte.
16. 1914. Von Kurt Sonnenfeld. Wien, Selbstverlag.
17. Aus der Kriegszeit. Von W. A. Hammer. Wien, C. Fromme.
18. In Wehr und Ehr. Von E. Ritter v. Dombrowski. Graz, Leykam.
19. Flottenkriegslieder. Von Max Beyer. Leipzig, Goetheverlag.
20. Sturmvögel und Friedenstauben. Von Wilhelm Woelfert-Sylvestor. Berlin-Niederschönhausen, Sylvesterverlag.
21. Vor Arras. Von Friedrich Al. Hartmann. München, Franz Tsch. Süddeutsche Verlagsbuchhandlung.
22. Vaterland. Von Albert Nummenhof. Oldenburg, Gerhard Stalling.
23. Der Krieg. Von Gustav Schmid. Hamburg, Richard Hermes Verlag.
24. Aus schweren Tagen. Von Adolf Heller. Worms, Krauter'sche Buchhandlung.
25. Die Gräber draußen, sie täten sich auf. Von Gotthold Schulz-Dabitschin. Leipzig, Rainer Wunderlich.
26. Durch Leid zur Kraft. Von D. Hartwich. Bremen, Fr. Leuwer.
27. Großes Erleben. Von Fritz Stahlmann. Wildenhäuser Burgverlag.
28. Ritrende Rlingen. Kriegsgebichte eines 16jährigen Kadetten. Von Herbert Boldung. Wiesbaden, Feyer.
29. Meinen Kameraden. Von Carl Lange. Danzig, John & Rosenberger.
30. Heldentafeln. Von Müller-Ruedersdorf. Eberfeld, Fr. Burckhard.
31. Echo der Stille. Von Ernst Bomintel. Berlin, L. Simon.
32. Kriegs- und Friedenslieder. Von Helfried Hartmann. Leipzig, Volger.
33. Aus Sturm und Stille. Von Karl Berner. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchdruckerei.
34. Lieder eines Rittmeisters. Von Gottfried Doepler. Leipzig, Barthel.
35. Gott mit uns! Von Johannes Kleinheinz. Karlsruhe, Macklo'sche Buchhandlung.
36. Mit Gott für König und Vaterland. Von David Koch. Ulm a. d. Donau, Verlag Hoehn.
37. Deutschland im Weltkrieg. Von J. W. Neumann. Eschweiler, Dostal.
38. Auf der Wacht. Von Georg Schipmann. Berlin, Carl Haufe.
39. Und laßet die lieben Toten sprechen. Von Kurt v. Derthel. Charlottenburg, Rabenverlag.
40. Heldenlieder. Von Friedrich Schoen. Saatzbrüden.
41. Deutschland und sein Recht. Von Friedrich Schön. Böslig, Max Hundt.
42. Zum neuen Deutschland! Von Friedrich Schön. Leipzig, Kenien-Verlag.
43. Schlesi'sche Landwehr. Von Viktor Jungfer. Leipzig, Kenien-Verlag.
44. Wo die Kanonen stehn. Von Viktor Wendel. Leipzig, Kenien-Verlag.
45. Aus dem Tagebuch eines Kriegsfreiwilligen. Von R. W. Wallach. Leipzig, Kenien-Verlag.
46. Saint Michael. Von Paul Grotowski. Leipzig, Kenien-Verlag.
47. Deutsche Verse. Von J. Wintgen. Leipzig, Kenien-Verlag.
48. Die alten Kämpen. Von Max Kreger. Berlin, „Concordia“.
49. Aufruhr der Seelen. Von Gotthold Haedel. Berlin, Conradin.
50. Flammen. Von Ch. Wieprecht. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
51. Schwerklang. Von Hans Stürmer. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
52. Deutsche Lieder. Von Riesgen. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
53. Requiem. Von Paul Lingens. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
54. Im stillen Herd. Von Paul Lingens. Berlin-Pantow, Ernst Elsner.
55. Vom Menschlichen in großer Zeit. Von Paul Lingens. Berlin-Pantow, Ernst Elsner.
56. Schwester Margret. Von W. Herman. Berlin-Pantow, Ernst Elsner.
57. Taten und Gedanken. Von Richard Elsner. Berlin-Pantow, Ernst Elsner.

58. Traumsaat. Von Paul Lingens. Köln, Salm-Verlag.
59. Aus großer Zeit. Von T. Kesa. Köln, Salm-Verlag.
60. Deutschland über alles! Von Luise Schulz-Biponinus. Köln, Salm-Verlag.
61. Danken und Dienen. Von Ilse Hamel. Berlin, Ed. Bloch.
62. Ein Klang aus Deutschlands hohem Liede. Von Clara Brinzhorn. Braunschweig, A. Graff.
63. Von Mensch zu Mensch. Von Johanna Wolff. Kuetten & Böning.
64. Bluttige Saat. Von H. W. Heidrich. Berlin, Straubdruck.
65. Mütter. Von Johanna Presler-Flohr. Hannover, Ludwig Gp.
66. Der Rauch des Opfers. Von Eleonore Kalkowska. Jena, E. Diederichs.
67. Ein Widerhall. Von Max Grube. Hamburg, Wittbrecht & Marfall.
68. Kanonier Grimbarths Kriegsberichte. Von Bonsels. München-Wien, Walter Schmidlung.
69. Wir sind jung! Von Fritz Engel. München, Georg Müller.
70. Weltwirbel. Von Edgar Steiger. Berlin, Egon Fleißel & Co.
71. Lieder eines Landsturmmannes. Von Karlchen. München, Georg Müller.
72. Riefe im Kriege. Von Sigmar Mehring. München, Georg Müller.
73. Sonette aus dem Schützengraben. Von Siegfried Schlösser. Leipzig, Sarasin.
74. Du bist das Land. Von Otto Wohlgemuth. Warendorf, Schnellste Buchhandlung.
75. Vom Erzberg 1915. Von Fr. Oberndorfer. Graz, Leuschner & Lubersky.
76. Das ist der Krieg. Von Krannhals. Lübeck, Gebr. Borchers.
77. Deutsche Gedichte. Von Robert Hohlbaum. Leipzig, Staadmanns Verlag.
78. Gedichte. Von Konrad Bessel-Ermann. Bonn, Albert Ahn.
79. Gottes Heimkehr. Von Franz Luette. Potsdam, Stiftungs-Verlag.
80. Die heilige Not. Von Otto Crusius. München, E. C. Bedtke Verlagsbuchhandlung.
81. Wirf weg, damit du nicht verlierst. Von Karl Schloßleitner. Salzburg, Maxi Straßed.
82. Bausteine zum neuen Deutschland. Von R. E. Knodt und B. E. Koehler. Leipzig, Fr. Jansen.
83. Flandern. Von A. Silbergleit. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen I. I. Universitätsbuchhandlung.
84. Troubadour auf Feldwacht. Von Curt Corrinth. Eugen Diederichs.
85. Belgische Sonette. Von Paul Friedrich. Leipzig, Kienten-Verlag.
86. Marsch nach Ostland. Von Robert Walter. Hamburg, Drei Sterne-Verlag.
87. Gereizte Reime. Von Emil Kaiser. Köln, Salm-Verlag.
88. Kriegssaat. Von Franz Diederichs. Verlags-Buchhandlung „Vorwärts“.
89. Die Aktions-Lyrik. Eine Anthologie. Hrsg. von Franz Pfemferl 1914—1916. Berlin-Wilmersdorf, Verlag „Die Aktion“.
90. Krieg. Von Felix Beran. Zürich, Drell Fühl.
91. Untergang. Von S. D. Steinberg. Zürich.
92. Aus der Brandung. Von Robert Faesi. Frauenfeld und Leipzig, Hubert & Co.
- 92a. Requiem für die Gefallenen von Europa. Von Iwan Goll. Zürich, Rascher & Co.
93. Der seeliche Soldat. Von R. A. Findeisen. Dresden, Heimatdichter-Verlag.
94. Die arme Seele. Von Heinrich Versch. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
95. Hauptmann und Soldaten. Von Heinrich Versch. Sekretariat sozialer Studentenarbeit.
96. Vor Ypern. Von A. R. Meyer. Darmstadt, Falken-Verlag.
97. Vom Tode. Blätter aus dem Tagebuch eines Sanitäts-Kraftfahrers. Von R. A. Gerlach. Kiel, W. S. Mühlan.
98. Requiem. Von Bruno Frank. Erich Reiß.
99. Tod und Auferstehung. Von Walter Hasenclever. Leipzig, Kurt Wolff.
100. Der Krieg. Dichtung. Von Stefan George. Georg Bondi.

Seit meinem letzten Bericht über die große Masse der deutschen Kriegsliteratur ist noch kein Jahr vergangen. Inzwischen habe ich hier nur einmal acht künstlerisch belangvolle Bücher deutscher Kriegsliteratur besprochen, und nun hat sich schon wieder die runde Zahl von hundert Drucksachen angesammelt. Wenn man sich klar macht, daß es meiner Sammlung wenigstens nach rein quantitativer Richtung bestimmt nicht gelungen ist, vollständig zu sein, so ist das wahrhaftig immer noch eine Furcht und Schreden einflößende Zahl. Trotz dem: — daß die Hochflut deutscher Kriegsliteratur langsam zurückgeht, ist nicht mehr zu bezweifeln. Zwar gibt es noch immer eine Menge deutscher Zeitungen und besonders Zeitschriften, die keine Nummer ohne Kriegsgedichte herauslassen; aber bei genauem Zusehen erkennt man, daß dieser Schein von Massenhaftigkeit trägt. Es ist nur noch ein kleines Duzend unentwegter, pflichtbewußter Journalisten oder endlos rieselnder Dilettanten, die alle diese Blätter füllen. Diese zehn oder zwölf Leute liefern allein beinahe vier Fünftel dessen, was heute in der deutschen Presse als Kriegsliteratur erscheint. Die große Masse der echten Gelegenheitsdichter stirbt aus. Nur an bestimmten Daten, zu Neujahr, zu Kaisers Geburtstag, zu Ostern, zu Pfingsten, zu Allerheiligen, zu Weihnachten liefern sie noch ein- bis zweihundert nahezu gleichlautende Gedichte. Im allgemeinen ist es so still geworden, daß die Provinzblätter sogar häufig auf alte Gedichte aus der ersten Kriegszeit wieder zurückgreifen. Auch wandern gewisse Gedichte in leichten Variationen weiter: Die menschlich starken Schützengrabenverse, die ursprünglich unter dem Namen des „Grenadier Egle“ aus der Champagne veröffentlicht wurden, sind inzwischen unter anderen Verfassernamen nach Verdun und nach der Somme verlegt worden.

Einen Ersatz für die abflauende Heimatdichtung bildet aber seit geraumer Zeit die immer stärker anwachsende und immer lebhafter organisierte Felddichtung unserer Soldaten. Man fühlt sich hier ein wenig an den Umschwung erinnert, der auf rein materiellem Gebiet eingetreten ist: an die Freipaketchen, die bis Anfang 1916 von der Heimat an die Front wanderten, und jetzt fast nur noch in umgekehrter Richtung anzutreffen sind. Das deutsche Feldheer reimt also in seinen Mußestunden kolossal und füllt die zahlreichen Armeezeitungen mit Gedichten. Durch eine besonders geschmackvolle, planmäßige Redaktion zeichnet sich z. B. die „Vorkumer Festungszeitung“ des Hauptmann Lange aus, durch ganz besondere Massenhaftigkeit des Versauftriebes die „Zeitung der 10. Armee“ in Wilna. Zeilen, die über den Durchschnitt eines freundlichen Dilettantismus hinausgehen, findet man hier sehr selten — doch haften diesen Gedichten oft genug vom unmittlerbaren Erlebnis her ein stofflicher Reiz an, der sie wesentlich wertvoller als die Dilettantismen der Heimpoeten macht. Zwei westliche Feldzeitungen haben inzwischen schon Anthologien der bei ihnen veröffentlichten Kriegsliteratur herausgegeben: Der „Feldsoldatenjahrgang in Flandern“ aus der „Lilker Kriegszeitung“ hält sich fast ganz und gar in den Bahnen freundlich romantischer Epigonenpoesie. „Der Krieg in Flandern“, den die „Zeitung der 4. Armee“ herausgibt, hat einen etwas moderneren Einschlag. Das liegt selbstverständlich



nicht an der dichtenden Truppe, sondern am Geschmack der sichtenden Redakteure. In der zu zweit genannten Sammlung sind eben Autoren mit herangezogen wie Josef Winkler, Paul Zech und der erstaunliche Gerrit Engelke. Dieser letzte, der sich inzwischen in dem Arbeitergedichtbuch „Schulter an Schulter“ als eine urtümliche Dichterkraft allerstärkster Art vorgestellt hat, ist hier freilich nur mit zwei Kriegsgeboten vertreten, die den Eindruck eines offenbar starken, aber noch brutal tastenden, unsicheren Talents machen.

Viel weniger erfreulich als diese Soldatensammlungen ist ein Band Kriegsgedichte deutscher Lehrer, der unter dem Titel „Das deutsche Herz“ erschien. Daß auf diesen dreihundert Seiten auch nicht eine einzige wirklich dichterische Zeile steht, ist ja schon bedauerlich; aber in einem ganz andern als ästhetischen Sinn stimmt es doch nachdenklich, wenn diese Jugendbildner Verse veröffentlichen, die zur Metrik und selbst zur Grammatik sich so bedenklich verhalten wie die folgenden:

Die Feinde haben's listig ausgenommen,  
Wie Deutschland zu erwürgen und erdrosseln sei.  
Mit Mbions Flotte von Millionen Tonnen,  
Des Bären Pranke, die's zermalmen soll zu Brei.

Eine andre Art von Spezialsammlungen stellen die religiösen dar. Eine Auswahl starker Strophen aus dem alten Testament, in dem ja vielfach wirklich Kriegergeist atmet, kann man in der Art, wie sie A. Berthold schlicht anbietet, wohl entgegennehmen. Sehr bedenklich aber erscheint das Unternehmen. D'Espens, der die erhabenen Reden und Gleichnisse des Neuen Testaments nicht nur formal in schwächlich eigene Verse umgießt, sondern auch ihren Sinn in einer bekannten aber deshalb noch lange nicht erlaubten Art entstellt: Wenn einer aus dem „Reich“, das nicht von dieser Welt ist, den deutschen Staat macht, und den an alle echten Gotteskinder gerichteten Ruf „Ihr seid das Licht der Welt“ in eine Spezialhuldigung für seine Landsleute umbiegt — so braucht man kein Christ, sondern nur ein überhaupt religiös empfindender Mensch zu sein, um einige Empörung über diesen Mißbrauch zu spüren. — Wesentlich harmloser sind einige konfuse sektiererische Köpfe, bei denen durch die Aufregung des Krieges etwas wie eine neue Religion in Fluß geraten möchte. Besonders bemerkenswert ist hier der von stenrischen Freunden edierte Meister Blümelhuber. Ich begnüge mich aus seiner Vorrede einen Satz abzudrucken, der eine merkwürdige stilistische Verwandtschaft mit der Vorrede von Christian Morgensterns Gai'genliedern zeigt: „Aber nur ein Büchlein wie von alten deutschen Meisterjüngern in heutigem Feldgrau soll es sein, aus innerster Wahrhaftigkeit unverweigerliche Inspirationen wiedergebend und zunächst nur für wahlverwandte Freunde entstanden, um unter sich zu bedauern, was uns die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart an Erscheinungen einer verhängnisvollen Kultur:ädildung brachte und neu zu erschließende Kraftquellen für eine größere Zukunft zu erhoffen, für eine Zukunft wirklicher Überwindung dämonischer Göße der Menschheit durch ihre heldische, die sich aus all den menschenunwürdigen Widerprüchen, aus denen der Weltkrieg entstand, zu geistiger Entwirrung und zu neuen Wahrheiten aufzuringen vermöchte.“

Mit den Leuten, die den alten Choralmelodien aktuell gefärbte Texte unterlegen, kommt man dann zu der großen Masse der reinen und normalen Dilettanten, die sich in der obenstehenden Liste von Nr. 9 bis 65, zum Teil auch noch weiter erstreckt. Ich habe schon mehrfach betont, daß es keinen Zweck hat, diese biederen, nicht gerade immer, aber doch meist menschlich sympathischen Mitbürger durch Heranbringen künstlerischer Maßstäbe zu kränken. Nicht nur, wenn sie zugegebenermaßen sechzehnjährig sind und ein Gedicht beinahe ganz mit einem Klingenrefrain bestreiten, wandeln sie im Stande künstlerischer Unschuld. Wie kann man einem Poeten böse sein, der „bei Höllenqualen himmelselig“ ist, und dem „weich ward wie Wachs das Herz vor Todesqual?“, und wie unrecht wäre es, dem Selbstgefühl eines Dichters zu nahe zu treten, der den Krieg so sieht, daß „Zwei Aare auf geiferndes Schlangengezücht herabstoßen“ und der dann selbst erschüttert sagt „Sinniges Bild, das ich schaute!“ Aus dem Rausch desselben Poeten stammen die Fahnenverse „Flatternd zeigt du in der Tat / unserm Heer den Siegespfad.“ — Noch repräsentativer für das Wesen des Dilettantismus ist vielleicht das Titelgedicht eines anderen Bandes: Da schließt sich die erste Strophe nicht undicht einem alten frommen Vers an: „Sie brach herein, die heilige Not. Sie hat Gewalt vom höchsten Gott.“ Die zweite aber hält sich noch dichter an ein noch bekannteres Vorbild, indem sie anhebt „Du Menschenkind, so ring mit mir! Gar große Gaben verleih ich dir.“ Der Verfasser dieses letzten Gedichtes (Crusius) ist übrigens noch nicht einmal einer der ungeschicktesten; ihm sind andere ganz hübsch klingende liedartige Strophen gelungen. Aber der Typus solcher Reim schmiede, deren Gebilde nur dadurch existieren, daß andre Menschen vor ihnen Gedanken gehabt und Sprachformen geschaffen haben, der Typus scheint mir in solchem Produkt unübertrefflich klar heraus zu kommen.

Bei so völliger Abhängigkeit von Vorgängern aller Art kann ein Interesse an den einzelnen Personen dieser Masse natürlich nicht aufkommen. Betrachtenswert scheint mir höchstens die volkswirtschaftliche Seite: Wer befördert in dieser Zeit des Mangels an Papier und Arbeitskräften eigentlich diese entbehrlichsten aller Produkte zum Druck? Nur wenige (Nr. 11 bis 16) bekennen sich mutig zum Selbstverlag. Bei den andern aber muß man Unternehmern, die doch jedenfalls nicht die Entschuldigung poetischer Selbstverblendung für sich haben, die Verantwortung aufbürden. Man muß hier wieder auf das trübe Geschäft der sogenannten Selbstkostenverleger hinweisen. Der stets bedenkliche Xenien-Verlag steht auch hierbei (mit nicht weniger als sechs Nummern!) oben an. Andre, wie der jugendliche Salmverlag in Köln, haben vielleicht die Entschuldigung eines ehrlichen, aber dann schon sehr unkritischen Enthusiasmus für sich. Auch dem „Sekretariat für soziale Studentenarbeit“, das sich freilich rühmen kann, zuerst Heinrich Verch herausgegeben zu haben, möchte man in bezug auf lyrische Publikationen einige Mäßigung empfehlen.

Da der richtige Dilettant in seinen Versen Persönliches überhaupt nicht zum Ausdruck bringt, so ist es auch ziemlich gleich, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Unter den Frauen dichtung =

gen (Nr. 59 bis 66.) gibt es freilich besonders oft Gedichte, die ehrlich empfunden, schmerzlich erlebt sind. Aber daß kein noch so starkes Erleben an sich Kunst erzeugen kann, daß das wahrste Gefühl ohne künstlerisches Talent zu einem ästhetisch unwahrem Ausdruck führt — das ist eine sehr alte Wahrheit, die man doch immer und immer wieder wiederholen muß gegenüber dem unaufhörlichen Anspruch des „ehrlichen“ Dilettantismus. Wie im Krieg ausschließlich immer wieder auf das „dumme Gesiege“, so kommt es in den Künsten eben ausschließlich immer wieder auf das „dumme Talent“ an — auf die Ursprünglichkeit der inneren Anschauung und der Materialbeherrschung. Talent genug, um für ihr Buch wenigstens als literarischen Versuch zu interessieren, hat von den diesmal zu betrachtenden Frauen höchstens Eleonore Kalkowska. Freilich, auch das Talent, das sie in ihrem „Frauenbuch zum Krieg“ zeigt, ist mehr intellektueller Art, bleibt im künstlerischen allermeist unselbständig. Der Gedanke, das Kriegsganze von der Frau aus zu geben, ist groß und schön. Ab und zu gelingen auch starke Zeilen, z. B. die Versreihe „Wer sagt es, daß sie tot sind!“ und später der Ausschrei „Man tat uns dieses an und frug uns nicht!“ Aber im Allgemeinen reicht die sinnliche Kraft nicht aus, um den großen Rahmen zu füllen. Zu unmittelbar werden große Vorbilder, Rilke vor allem, aber auch Dehmel, auch Dauthenden, auch Verhaeren spürbar. Zu willkürlich gehäufte Bilder verwirren einander, weil in keinem einzigen die rechte, nur vom Genie diktierte Notwendigkeit wohnt. Ein großer Teil der Gedichte bleibt schon deshalb blaß, weil hier der Verstand „die“ trauernde und sehrende Frau zum Mittelpunkt macht, während das Gefühl keine gemeinschaftlich überzeugende Sprache für eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte kennt. Hier ist das Allgemeine allegorisch erkältend vor das besondere Leben getreten, — statt symbolisch aus ganz lebendiger Einzelheit aufzuschweben. Wenn es Eleonore Kalkowska später unternimmt, eine Schar bestimmter Frauentypen vorbeiziehen zu lassen, so fehlt es doch wieder an realistischen Linien, um die „Eine“ ganz lebendig zu machen. So bleibt dies Buch von einer edlen Blässe und nur als geistige Absicht begrüßenswert.

Immerhin kommt man erst auf einem Niveau, wo wenigstens der Geist sich selbständig zu regen beginnt, zu der Möglichkeit, dem Inhalt der jüngsten Kriegsliteratur irgendein Interesse abzugewinnen. Da ist im großen Ganzen zu sagen, daß jene Verdüsterung der Stimmung, von der ich schon das letztemal sprach, notwendig fortschreitet, und immer drohendere, wildere Farben gewinnt. Immer seltener klingt in den künstlerisch möglichen Gedichten gereiner Wille und nationaler Zorn, immer häufiger menschliche Empörung auf. Der Schrei nach dem Ende ist auch aus dem Munde vieler, früher ganz anders gestimmter Dichter zu hören. Zuweilen klingt der Ton dumpf ausharrenden Trostes; selten ein rechter Kampfruf noch einmal auf. — Im äußeren Motiv ist, gleichfalls der Bewegung des öffentlichen Lebens folgend, namentlich bei der mehr journalistischen Verstärkung stärker neben die rein kriegerischen Ereignisse der Heimatkampf getreten: die Kriegsindustrie, die Kriegswirtschaft werden in häufigen Versuchen, wenn auch mit seltenem Gelingen,

besungen; und die Kriegszieldebatte beschwört Verleherauf. Sogar die Propaganda der Kriegsanleihe hat, unglaublich aber wahr, neben zahllosen Reimereien zwei wirkliche Gedichte ans Licht gebracht: einen überaus graziösen Scherz des trefflichen Dr. Dwiglaß — und der erstaunliche Josef Winkler ballt in seinem zolischen Massengefühl auch diesen Aufmarsch der Millionen zu einer großzügigen pathetischen Vision.

Die planmäßige Aufdichtung ziemlich aller wichtigen Tagesereignisse ist dann die Arbeit der Bersjournalisten, die man wegen ihrer sicheren Berufsroutine und ihres teilweise erheblichen Formtalents nicht mehr gut zu den Dilettanten zählen kann. In der Provinzpresse wird zwar auch dieses Gewerbe durch gewisse Anonymi (Ernst Heiter, Duginland — usw.) als eine voll dilettantische mühselige Abreimerei der jeweils neuesten Nachrichten betrieben. In den Großstädten aber ist es doch schon ein besseres Kunstgewerbe, das etwas konzentrierende Phantasie und pointierenden Witz verlangt. Von einigen dieser Tagesdichter liegen wieder Sammelbände vor: Fritz Engel aus dem „Mf“ ist merkwürdigerweise nach der pathetischen, Edgar Steiger aus der „Jugend“ nach der lustigen Seite geschickter. Karlchen (Ettlinger) macht mit seinen neueren Kriegsversen meist einen ziemlich mühsamen Eindruck, während die Zusammenstellung seiner älteren „prophetischen“ Spottgedichte schon als Dokument der internationalen Vor-Kriegsspannung recht interessant ist. Bonsels, der in seinem „Kanoniker Grimbart“ Zeitungspathos und spaßenden Bänkelsängerton stilllos kreuzt, wirkt besonders unglücklich, während des verstorbenen Sigmar Mehring Berliner Riefe einen nicht gerade tief und reichhaltigen gesehenen, aber doch ziemlich echten und lustigen Typus herausstellt. Übrigens ist zu sagen, daß von diesen Tagespoeten nach wie vor der weitestwichtigste und formgewandteste der „Kaliban“ des „Tag“ mit seinen Genossen „Gottlieb“ und „Peter“ ist. Von ihnen wünschte man sich wohl einmal eine vollständige Sammlung als lustige Zeitchronik.

Nun noch einige bessere Dilettanten: der viel zu fruchtbare Paul Lingers, der noch allzujung Wallach, der — oder die? sympathisch ehrliche H. W. Heidrich, der kultivierte Siegfried Schlöscher, der im Motiv, aber nicht in der Ausführung glückliche Oberndorfer — — damit steigen wir ins „Literarische“ auf, wo immer noch mehr Kunsthandwerk als Kunst, wenn schon nicht im unmittelbaren Dienste des Tagesbedarfs zu finden ist. Da ist etwa Robert Hohlbäum der sich mit Geschick und Geschmack, aber ganz ohne Eigenart durch die deutsche Geschichte bis in die Gegenwart dichtet; der Pfarrer Knodt, dessen wohlmeinend strömende Verse ohne geistige und künstlerische Kontur bleiben; Karl Schöpfleitner, bei dem eine offenbar eigenwillige und starke Persönlichkeit die Form nicht meistert und in unklaren Bildern stottert; Arthur Silbergleit, bei dem ungelehrte Verse nach sehr bekannten Mustern sich so leicht glätten, daß man das etwas fatale Gefühl bekommt, hier sei das Kriegsschicksal weniger eine schwere Aufgabe für den Dichter, als endlich ein fetter Stoff für den Literaten gewesen. Nicht ganz unabhängig bleibt auch der Eindruck bei Robert Walter, der



sehr gute, oft formvollendete und stimmungsvolle Verse macht, dabei aber merkwürdig kühl, gefühllos, uninteressant bleibt. Erst in Paul Friedrichs „Belgischen Sonetten“ führt zuweilen (über literarische und sogar biederhafte trodene Verse aufsteigend) ein edlerer Ton müden Leids ins Künstlerische. Bei Kurt Korinth sind in noch unreif brodelnden, schwülen und mannigfach unreinen Darbietungen doch Empfindungen von stark künstlerischer Art zu spüren. Und geradezu erfreulich scheinen mir die „Gereizten Reime“ des leider schon verstorbenen Emil Kaiser, deren kräftig formulierte Gescheidtheit nach so viel kraftlosem Pathos doppelt erquickend wirkt. Das erste Verschen lautet:

„Was untersucht ihr, wo zunächst der Haß  
In offene Kriegsbereitschaft ausgemündet?  
Schlug der Funke einmal ins Pulverfaß,  
Wer sagt, welches Korn zuerst entzündet?“

Solch hübsche Formulierungen finden sich zu Dutzenden und manchmal streift die Anschauungs- und Bildkraft dieses Reimers sehr ernsthaft das Dichterische:

„Wem die Granaten zur Andacht läuten,  
Dem kann jeder Halm eine Predigt bedeuten.“

Ein besonderes stoffliches Interesse verlangt das Buch von Franz Diederich. Es ist offiziell sozialdemokratische Parteidichtung. Hier hat sich nicht wie bei Verch und Bröger in blutigem Erleben Klassengefühl und Nationalentscheidungen auseinandergesetzt, religiöse Abgründe aufreißend. Diese Verse sind zu Hause am Redaktionstisch für die Parteiblätter geschrieben und im „Vorwärts“ verlegt. Es ist die offizielle Einbeziehung des Kriegereignisses in den Parteistandpunkt: „Unser Machtruf heißt Organisation! Die soll jeden Sturm überlohn!“ Gegenüber den massenhaften Hurradiationen nationalistischer Journalisten hat das ja einen gewissen Seltenheitswert. Daß diese Parteipoesie aber künstlerisch viel höher stehe, kann man nicht behaupten. Ein gewisses rhythmisches Talent ist Diederichs eigen, und manchmal glückt ihm auch ein gutes Bild; aber überwiegend trägt er in einer sehr abstrakten Sprache sehr geübte Allegorien vor. Und der krampfhaft Optimismus, mit dem hier immer wieder der Sieg des Proletariats als notwendige Folge des Weltkrieges dargestellt wird, wirkt auch menschlich nicht viel überzeugender als die nationalistischen Renommagen auf der andern Seite. — Im gewissen Sinne ein Gegenstück zu dieser braven Parteipoesie ist die anarchische Stimmung, die aus dem Bande der „Aktionslyrik“ spricht. Freilich der Ausgangspunkt dieses Anarchismus ist kein politischer sondern ein ästhetischer. Dieser Kreis unterstrichen moderner Literaten sammelt die Verse seiner gefallenen und lebenden Mitglieder über den Krieg als eine Art Protestkundgebung. Einförmig, meist in jener brutal bildernden, troden referierenden Art, die ursprünglich das grimmige Temperament des Georg Heym geschaffen hat, geben all diese Verse Impressionen von blutigen, häßlichen, wüsten Kriegsaugenblicken. Ein gewisses Talent der Beobachtung und der sprachlichen Prägung ist sehr häufig; aber die menschlich unterscheidende, künstlerisch adelnde Kraft einer großen Leidenschaft, die diese dumpfen Eindrücke durchstürmen, durchbilden, zu Sinnbild und

und Melodie emportragen sollte, — diese poetische Leidenschaft finde ich in all diesen oft krampfhaft um Eigenart bemühten Gedichten nirgends. Und ich glaube, daß dies künstlerische Minus in derselben literatenhaften Abgeschlossenheit seinen Grund hat, wie die menschliche Schwäche des Buches: hier ist ausschließlich gallebitteres Verneinen ohne irgendwelche aufbauenden Kräfte! Zwischen bequemem Optimismus und bloßer Negation liegt denn doch noch mancherlei, und vielleicht gerade das Wesentliche und Gute. —

Ein besonders stoffliches Interesse gebührt auch noch den Dichtern aus der Schweiz, deren diesmal vier vertreten sind. Ich sagte ja schon einmal, daß man von der Schweiz, deren deutsche Dichter nicht Kriegspartei sind, viel bedeutsamere Äußerungen als die früher berichtete, leicht komische Grenzschutzpoesie erwarten müsse. Solche rein menschlichen Auseinandersetzungen mit dem Kriegspröblem liegen jetzt vor. Zwar Beran und Steinberg sind nicht viel mehr als wohlmeinende Dilettanten, und auch bei Goll ist mehr die edle Meinung als die künstlerische Kraft lobenswert. Aber Robert Jaësi scheint mir wirklich ein bedeutendes dichterisches Talent. Und wie Inhaltliches und Formales beim Künstler nie zu trennen ist, ist er denn auch innerlich reicher als die anderen Schweizer Poeten. Er beklagt nicht einfach vom sicheren Ufer den Kriegswahnsinn. Er fühlt Not und Notwendigkeit der Kämpfenden ganz mit, und zweifelt zuweilen selbst, ob nicht in ihrem Leid die höhere Offenbarungsmacht stehe: „Bist Du im Leichten Gott, oder — bist Du im Schweren?“ Von diesem Gefühl aus vermag er sogar die „dardenden Dulder im Graben“ selig zu preisen. Er kennt die edle Scham, bei so viel Unglück Günstling des Geschicks zu bleiben, diese Scham des tiefen, menschlichen Solidaritätsgefühls, — und er zweifelt doch mit ebenso tiefer Ehrlichkeit, ob er dem „Zauberer“, der ihm anböte, durch Aufopferung seines Friedens einen Bruder in dem Graben zu erlösen, folgen würde. Jaësi, der mit echtem Künstlerakt nicht von der fleinlichen Grenzschutzpoesie nun in abstrakte Menschheitsdeklamationen flüchtet, sondern konkrete Situationen des Wachtendienstes mit Menschheitsgefühl durchdringt, findet auch für seine Heimat starke, mahnende Worte. Er schilt die Selbstgerechten, die ihr Glück als Verdienst preisen möchten und er mahnt:

„Inseland, glückallein, notumkreist,  
Verdorr nicht am Herde der Günst, erstid nicht im Schirme  
der Mauern,  
Sei nicht taub, sei nicht starr, sei nicht Stein!  
Die Wogen entrollen den Tod; aber der Schöpfung Geist  
fährt drüber hin im Sturm, Schaum und Schauern.  
Daß dich taufen von zeugender Feuchte, von donnerndem  
Atem der Welt laß dich durchfegen,  
Fange den Hauch brauender Frühe dir ein!  
Inseland, notumkreist, glückallein:  
Anbrandende Not der Menschheit weihe dein Glück dir  
zu Segen.“

Jaësis „Aus der Brandung“ ist das erste, wirklich bedeutende Kriegsgedichtbuch der deutschen Schweiz, und eines der edelsten Stücke der deutschen Kriegsliteratur überhaupt.

Damit haben wir nun endlich rein künstlerischen Boden betreten. — Immerhin acht Nummern zählt unser Katalog noch! Das sind nur im Verhältnis zur dilettierenden Masse, keineswegs im Verhältnis

zur Seltenheit künstlerischer Gaben, wenig. Auch ist zu bemerken, daß gerade von einigen der allerbesten deutschen Kriegsliteratur noch keine Sammelbände vorliegen: Der rein idyllischen Art von Hermann Schieder, dem ernstesten, feinen Humor von Dr. Döwlglaß und vor allem den zu immer stärkerer und eigenartigerer Kraft anwachsenden Feldzugsbildern von Arnold Ullrich, die man bis jetzt alle nur häufig im „Simplizissimus“ findet, wird man hoffentlich noch in Buchsammlungen begegnen. Und Paul Zech, eines der allerstärksten Talente deutscher Kriegsliteratur wird hoffentlich auch nicht dauernd auf einen Verleger warten. — Vorläufig gibt es von Findeisen und Versich wieder Gedichtheftchen. Über ihre schon bekannte Art ist nicht viel Neues zu sagen. Höchstens müßte man Versich, bei dem sich wieder einzelne Stücke von ganz großem hymnischem Stil, voll tiefster religiöser Leidenschaft finden, davor warnen, seine Kraft mit zu viel flüchtigen, nicht selten fast bestellt wirkenden Arbeiten zu verzetteln.

Ein in tieferem Sinne amüsantes Büchlein ist „Voropern“ von Alfred Richard Meyer. Man muß sich erst gewöhnen, an diesen in Zeilen geteilten und gereimten, im übrigen aber forciert prosaischen Stil Anforderungen dichterischer Konzentration nicht heranzubringen, um diese vielen, sehr lebhaften, oft zarten, häufig geistreichen Impressionen genießen zu können. Es ist ein bequemes gereimtes Tagebuch, und wenn auch Reimnot und Wortwitz manchmal noch zu Geschmacklosigkeiten verführen, so überwiegen doch die Stücke von erfreulichem menschlichen Gehalt durchaus. — Sicherer im Stil als dieser Legere aber künstlerischer empfindende Journalist ist seiner pathetischen Art gemäß Kurt A. Gerlach, der Verfasser der Blätter „Vom Tode“. Er verzichtet fast stets auf den Reim und selbst auf die Verszeilen; aber seine scheinbare Prosa ist tief rhythmisch gegliedert und voll musikalischer Kraft. Manche dieser Schlachtfeldvisionen vom Tode bezeugen auch eine höchst dichterische Phantasie: wie der Tod am Abend die Front entlangreitet „negerhaft gepulzt“, sein eigener Paukenschläger, während die dumpfen „Kesselpauken“ der Kanonen noch dröhnen, das ist ein unvergessliches Bild. — Durch reines Gefühl und zarten Geschmack rückt dieser dichterisch noch unbekannte Gerlach in die Nähe von Bruno Frank, in dessen Band „Requiem“ sehr schöne Kriegsgedichte stehen. Die wundervolle tiefe und klare Totenmesse, die den lyrischen Hauptwert des Bandes bildet, ist hier schon gewürdigt worden. Aber diese edle und wahre Menschlichkeit und derselbe nicht eigentlich schöpferische aber klare und vornehm durchgeföhlte Formensinn spricht auch aus den Kriegsgedichten. Erst jetzt, da seine Tonart sich von Dur in Moll wendet, findet Franks Vers seine Eigenart und Stärke. In immer tieferer Besinnung geht sein Lied vom rein vaterländischen Troß zum menschheitlichen Leiden über:

„Und jögernd streckt sich Hand um Hand:  
Wir mochten einst doch Bruder sagen,  
Wir haben uns doch einst gekannt.  
Nein, keiner war ein feiges Kind,  
Kein Vaterland darf uns verklagen,  
Weil wir der Erde Enkel sind.“

Und nun sind noch zwei Bücher übrig: Am Ende des dritten Kriegsjahres hat Stefan George

gesprochen, und das ist ja so etwas wie eine literarische Sensation; leider, wie mir scheint, keine künstlerische und auch schwerlich eine menschliche. Schon sein letzter Band „Der Stern des Bundes“ schien mir mehr ein mystisches Vereinsstatut als ein Gedichtbuch. Und seine Strophen „Der Krieg“ scheinen mir vielmehr eine vornehme Ansprache als eine „Dichtung“. Was er da sagt über die gottlose Vergangenheit der Gesellschaft, deren natürliche Frucht die Kriegsgreuel sei; über das Gemeinschaftsgefühl der augenblicklichen Not, das dem von je religiös lebenden Menschen keineswegs etwas überwältigend Neues sein konnte; über die Ausichtslosigkeit nationaler Selbstgerechtigkeit und sozialistischer Utopie; über die Notwendigkeit innerer Beseelung, die allein wahrhaft retten und auch die unverlierbaren Kräfte Deutschlands allein ganz fruchtbar machen kann — das ist alles schön und wahr, wenn auch trotz der schwierigen georgischen Worte gar nicht so sehr originell. Nach Originalität aber muß man fragen, wo nicht der stets einzige Formgehalt der Kunst vorliegt, und hier scheint mir durchaus nicht gedichtet, sondern in einer hochmütig feierlichen Weise hingeredet zu sein, geredet, wenn auch in einem (doch ziemlich leicht erlernbaren) Jargon für Eingeweihte. Diese starpathetischen monotonen Jambenzeilen sind rein begriffliche Darlegung. Die große Zusammenfassung zu Klang und Bild fehlt durchaus. Eine Strophe, wie sie Dehmel nach Rimbaud unlängst gedichtet hat, rafft alles, was George hier in Gedanken, in Begriffen ausbreitet, in ein Gefühl, ein tönendes Gesicht zusammen und ist deshalb Dichtung:

„Sie ist wieder geweiht!  
Wer? Die Ewigkeit.  
Nun küßt tagbereit  
Die Sonne das Meer.“

Aber die künstlerische Kraft scheint bei George im Versiegen. Wenn z. B. dieser „vergeßene, schmutzlose Greis“ in seiner sechsten Strophe, der aus „farblosem Bororthaus“ tritt, um das Reich zu retten, nicht eine ganz verblasene Allegorie sondern — Hindenburg sein soll?! eine wie billige, sentimentale, überaus schiefe, ganz undichterische „Poetisierung“ der Wirklichkeit ist das dann! Ich spüre erlahmende Kraft, und ich glaube, ein Ethiker, wie George ist, muß erlahmen, wenn er sein Gefühl nicht ins praktische Leben einsetzen, sondern nur immer wieder in hochmütiger abseitiger Rede verkünden will.

Über solch erstarrendes Alter hinweg braust nun in wirklich großer Jugend das Talent Walter Hasenclevers. Was in seinem Bande „Tod und Auferstehung“ an rein lyrischen, zum Teil noch problematischen Werten steht, gehört nicht in diese Betrachtung. Die politischen Gedichte dieses Buches aber sind ganz außerordentlich — ja, ich weiß nicht, wann es außer Hutten und dem Weberlied in Deutschland so starke, politische Kampfdichtung gegeben hat. Weder die Sturmgeßellen der Achtzigerjahre, die Masan, Hensel, noch die Demokraten von 48, die Herwegh, Freiligrath, waren halb so begabt. Und Hasenclever steht in der schmalen Mitte „politischer — Dichtung“: sein Ethos ist allgemein genug, um jeder Parteiprosais zu entfliehen und doch real, tatzielend genug, um aus schaffenswilliger Wirklichkeit sinnliche Farbe zu saugen. Hasenclever steht dem Kriegserlebnis mit



ungefähr gleichen Gefühlen gegenüber wie Stefan George; aber bei ihm drängt ein Wille zur Tat und füllt seine Verse mit sinnlich hinreichender Kraft:

„Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.  
Brenne weiter am Stahl der Einsamkeit.

Glaub nicht, wenn Du liest auf Deinem Papier,  
Ein Mensch ist getötet, er gleicht nicht Dir.“

Es ist höchst merkwürdig, wie hier, wahrscheinlich unbewußt, aus einem ganz leidenschaftlichen Ethos die stürmische Sprache Schillers wieder auflebt — abstrakt und doch vom Gefühl hingekissen:

„Nur in dem Gestirn der Freundschaft  
Wird die Erde neu erstehn;  
Daß im Dunkel ihrer Feindschaft  
Wieder, Mensch, Dein Antlitz sehn.  
Steigt, Ihr Völker, aus der Blöße  
Wieder auf zur Menschlichkeit;  
In dem Anblick Eurer Größe  
Rettet die verlorene Zeit!“

Daneben freilich eine unschillerische Kraft zu sinnlichster Anschauung, die zuweilen noch ins Maßlose und Wüste ausschweift; aber zuweilen auch das Außerordentliche leistet: Was für ein Bild ist das: „Granaten feuern in das Erntetal“ und was für eine Strophe voll rhythmischer Urkraft:

„Die Sozialisten lärmen in der Kammer.  
Turati spricht. Stehn Barrikaden schon?  
Schlägt schon die Balken ein Dein großer Hammer,  
Gewaltiger Tag, Revolution?“

Der „politische Dichter“, der sich im Schlußgedicht als Führer zur großen Republik des Menschentums anpreist, mag ein jugendlicher Schwärmer sein, mag wer weiß wie weit von seinem Ziele bleiben, irgendwie ist er mit seiner gläubigen Hingabe in der Menschheit eine belebende Kraft, und in seinem hammerschlaglos hinbrausenden Jugendgefühl ganz gewiß ein großer Dichter!

## Echo der Bühnen

### Berlin

„Blutopfer.“ Drama in fünf Aufzügen. Von Georg Reide. (Uraufführung in der Volksbühne [Theater am Bülowplatz] am 14. Dezember 1914.)

„Der Held vom Wald“ Schauspiel in vier Aufzügen. Von Hermann Essig (Uraufführung im Agl. Schauspielhaus am 18. Dezember 1914)

„Der Ruhhandel.“ Lustspiel in drei Akten Von Hermann Essig. (Uraufführung im Kleinen Theater am 22. Dezember 1914)

„Der Bettler.“ Eine dramatische Sendung. Von Reinhard Sorge. (Uraufführung im Deutschen Theater [Gesellschaft „Das junge Deutschland“] am 28. Dezember 1914.)

Georg Reides „Blutopfer“ ist „Literatur“, also — unliterarisch. Der Krieg und das Eindringen der Russen in Ostpreußen gelangt in Schnellpressendruck auf die Bühne. Der jungvermählte Vater wird seine beiden ältesten Söhne den Kriegertod erleben sehen, er wird genötigt sein, das Geschick seiner Batterie auf den Kirchturm zu richten, unter dessen Dach sein jüngster

Sohn verwundet in russischer Gefangenschaft schmachtet. Dieser Jüngste war von der jungen Frau des Vaters seit Kindheit geliebt — man weiß nicht, warum sie statt seiner den Vater wählte — er hat sie, während der Vater Kriegsdienst tat, an sich gerissen. König Philipp gab Gedankenfreiheit... Die aber gab auch Georg Reide und machte selbst davon Gebrauch und erörterte das Problem: Was will es besagen, daß in diesem Kriege sich Jugend für Alter opfert, während Weltenlauf sonst und zu allen Zeiten die Opferpflicht den Alten auferlegt? Reide hat dies Problem derart dramatisch behandelt, daß er Don Carlos und die Königin, daß er die Offiziere im Unterstand an der Abendtafel sich darüber unterhalten ließ. Im übrigen steht das Problem vor der Handlung, wie die Kuh vorm neuen Tor: schweißwedelnd, aber doch sehr befremdet mühend.

Von Hermann Essig gelangten zwei dramatische Werke „Der Held vom Wald“ und „Der Ruhhandel“ zur Uraufführung, ersteres ohne Erfolg, das andere mit entschiedenem Mißerfolge. Das würde an sich nicht viel besagen — besagten nur die Stücke etwas.

Aber sie besagen nichts, sondern erzählen. Sie erzählen von einem jungen Dramatiker, der gelegentlich dieser beiden Uraufführungen seinen hundertsten Geburtstag feiern konnte. Im Jahre des Herrn 1817 war ihm sein Stern aufgegangen, er griff im „Held vom Wald“ sterngläubig nach Freischützromantik, im „Ruhhandel“ nach der sehr deutschen Holzschnittromantik des „Zerbroschenen Kruges“. Ein Epigone mit Bühneninstinkten. Also Bühnenunwirksam. Um es genauer zu definieren: über vereinzelt gesuchten und starken Bühnenwirkungen verflüchtigt sich im „Held vom Wald“ die Bühnenwirkung. Über gesuchten und drastischen Bühnenauftritten wird in dem Lustspiel „Der Ruhhandel“ die Bühnenhandlung albern.

Stoffe, die der Verfasser, beschäftigungssuchend, wählte. Sie blieben ihm fremd und erfuhren nur eben Bearbeitung. Dabei treten doch aber charakteristische Züge für den Verfasser zutage: Seine „Helden“ sechten mit der Zunge und feiern mit den Armen, und da der Verfasser sie im Gegensatz zu den handelnden Personen der Dramen als höchst unheldische Helden sehr wohl erkennt, fällt eine matte Ironie auf die Gesehnisse. Eine dumme Welt, die sich durch Steifnädigkeit imponieren läßt! Aber erschien nicht allerzeiten die Welt dem voreiligen und unweisen Betrachter dümmlich? Frauen gegenüber heißt der essigische Wesenszug: unterschiedlose Sinnlichkeit. Derart, daß sich der unheldische Held vom Walde zwischen zwei Frauen gestellt sieht, die beide nur ganz Sinnlichkeit, also in Wahrheit eine und dieselbe sind. Wobei nur zu bemerken bliebe, daß Essig Untreue gegen einen Lebenden „Untreue“, Untreue aber gegen einen Toten „Treue“ nennt. Ein Standpunkt, den das Sinnlichkeitsaxiom rechtfertigt, der aber wohl kein sehr hoher ist.

Im „Held vom Wald“ ein Ausschnitt aus den Salpetereraufständen der Schwarzwaldbauern, nächtliche Szenen auf einsamer Halde, geheime Fallschirmzerzummungskünfte, Hochzeitsmusik mit Gewehrklöden der hereinbrechenden Truppen. Im „Ruhhandel“ nächtlicher Auftritt in einem Kirchturmgefaß, Gespensterfurcht und Prügel-szenen — man sieht, wie Hermann Essig die Bühne einschätzt. Mag er! Um so mehr, als sie ihm solche Einschätzung redlich und ohne Zimperlichkeit vergolten hat. Was uns bekümmert: Wieder einen am Werk zu sehen, der Fähigkeiten aufweist, der aber ohne innerliches Gebot auf literarische Arbeitsjuche ausgeht.

Erst um den gefallenen Reinhard Sorge ist Morgenwind und Jugend.

Wie Reinhard Sorge die Bühne einschätzte? Als ein Instrument, das Heutigen dann nur etwas zu bedeuten vermag, wenn man ihm neue Möglichkeiten abgewinnt.

Sorge gibt in seiner dramatischen Sendung „Der Bettler“ den Werdegang des dramatischen Dichters in